

## Erinnerungen an die Mondseer Jugendzeit

Von Bruno Reiffenstein

\*09.08.1868 in Wien, + 30.04.1951 in Wien, Fotograf und Lehrer in Wien,  
Inhaber eines Fotoverlages, Herausgeber zahlreicher Bildbände

### Im Uhrmacherladen

Ich war in meiner Jugendzeit, ganz im Gegensatz zu meinen fünf Geschwistern, die mehr schöngestige und künstlerische Begabung zeigten und sich darin auch übten, durchaus dem Studium und der Beschäftigung mit rein technischen Dingen verfallen, insbesondere der Elektrotechnik. Woher diese auffallende Abwegigkeit von der Familientradition kam und worin sie ihre Ursache hatte, kann ich heute noch schwer ergründen. Mag sein, dass ich in einer Zeitperiode aufwuchs, die erfüllt war von den größten Entdeckungen und Erfindungen auf dem Gebiet der Elektrizität. Mit der Entdeckung des dynamoelektrischen Prinzips war das Tor aufgestoßen worden zu einer fast märchenhaften Entwicklung der Elektrotechnik, die die ganze Industrie befruchtete und ein Göttergeschenk für die Zivilisation der gesamten Menschheit wurde.

Ein armseliges galvanisches Element oder mehrere zu einer Batterie vereinigt, waren bisher das einzige Rüstzeug der Physiker und Forscher gewesen. Und nun stand ihnen auf einmal ein Riese an Kraft und Stärke gegenüber. Freilich brauchte die im Dynamo schlummernde Riesenkraft zu ihrer Erweckung wieder einen anderen Riesen, der imstande war, den magnetischen Anker in rasende Umdrehung zu versetzen. Aber der war ja in der Dampfmaschine schon längst, fast 100 Jahre früher vorhanden. Diese beiden Giganten brauchten also nur zusammengespannt unter ein Joch gebracht zu werden, um elektrische Ströme von ungeahnter Macht und Kraft zu erzeugen. Die erste internationale elektrische Ausstellung in der Rotunde in Wien war faszinierend, sie faszinierte natürlich auch mich in höchstem Grade. Ich war ganz Elektrizität und versuchte den Geheimnissen der Natur durch das Experiment auf den Grund zu kommen. Und wenn es gelang und der Beweis erbracht war, war ich unbändig erfreut. Für mich gab es keinen Verkehr mit gleichgestimmten Kameraden, weil sie eben nicht gleichgestimmt waren. Es gab keine Gesellschafts- oder andere zeitvertreibende Spiele, kein Briefmarken- oder Käfer- und Schmetterlingssammeln und keinen Karl May oder Lederstrumpf, nur experimentieren und Apparate bauen. Mein Zimmer glich bald einer Mechanikerwerkstätte, in der ich alle freien Minuten (und solche, die ich mir selbst auf Kosten der Schularbeiten frei machte) zubrachte.

Schmerzlich empfand ich nur die Unzulänglichkeit meiner manuellen Fähigkeiten und den Mangel oder das Unwissen um die Behandlung der geeigneten Werkzeuge. Es gab Schwierigkeiten, über die ich einfach nicht hinwegkam und die ich bitter empfand.

Auch hierüber sollte mir mein geliebtes Mondsee hinweghelfen. Es gab dort einen Uhrmacher, Carl Stark mit Namen, mit dem ich schon seit früherer Zeit befreundet war. Er hatte seinen Laden am Hauptplatz, dort, wo er sich zur Straße nach Strasswalchen verengt, genau gegenüber dem Pfarrhof. Ich sehe Stark noch vor mir, wie er an seinem Arbeitstisch, links von der Eingangstür sitzend, die Lupe ins Auge geklemmt mit der Pinzette und den winzigen Schraubenzieherchen und Zänglein über die Arbeit gebückt manipulierte. Er hatte, obwohl noch in den besten Jahren, schlohweißes Haupthaar und ein frisches, munteres und intelligentes Gesicht mit gütigen Augen. Für meine vorgebrachten Schmerzen hatte er volles Verständnis und gar nichts dagegen, wenn ich mitunter zu ihm kriebitzen kommen wollte, ja es freute ihn sogar. „Bei mir selbst“, sagte er auf den Mikrokosmos einer zerlegten Taschenuhr unter einer Glasglocke deutend, „können´s nix lernen, aber dort“, nach rückwärts zu den mit Pendeluhr und größeren Werken beschäftigten Gesellen und dem Lehrbub hinweisend, „können´s zuaschauen so viel´s wollen“. Und diese Arbeiten waren es ja gerade, die mich interessierten, weil sie in „mein Fach“, der allgemeinen Mechanik, einschlugen. Wie man richtig in Metallplatten bohrte, sie kunstgerecht zersägte, schnitt, polierte und schliff, wie man Schraubengewinde bohrte und schnitt, wie man „hart“ und „weich“ lötete, Stahlplättchen hart wie Glas und auch wieder weich wie Kupfer machte, und vieles, vieles andere lernte ich in diesem Anschauungsunterricht oder arbeitete auch selbst am Schraubstock mit. Stark versäumte nie mich aufmerksam zu machen, wenn ein wichtiger Arbeitsprozess vorgenommen wurde der besondere Geschicklichkeit erforderte. So lernte ich bald eine Menge Handgriffe und Arbeitsmethoden und auch die Werkzeuge, die man dazu braucht, kennen und bald gehörte es zu meinem Tagesprogramm, dass

ich mich in Starks Werkstätte einfand. Wie viele Stunden habe ich bei dem von mir wirklich hochgeschätzten Meister verbracht! Und wenn andere Sommergäste über die Regentage, deren es ja im Salzkammergut bekanntlich viele gibt, jammerten, mir kamen sie gerade recht, war ich doch der faden Gesellschaftsausflüge und –Partien enthoben. Und wenn dann die Ferien zu Ende waren, konnte ich mit einem wahren Schatz von erworbenen Kenntnissen und Erfahrungen nach Wien zurückkehren, wo sie erst ihre Früchte trugen. Und viel später erst, als sich in mir der große Umschwung zur Photographie und damit eine gewisse Abkehr vom rein Technischen vollzogen hatte, fand ich die alte Wahrheit bestätigt, dass keine Anstrengung und keine nützliche Arbeit je verloren gehen kann. Tatsächlich sind mir die im Uhrmacherladen erworbenen Kenntnisse und Handfertigkeiten im späteren Lebensberuf von größtem Nutzen gewesen.

Bei meinen häufigen Besuchen bei Stark konnte ich auch das Leben und Treiben in einem Uhrmacherladen trefflich beobachten, es war immer abwechslungsreich und unterhaltend. Trafen doch da die verschiedensten Gesellschaftsschichten als Kundschaften und Besucher zusammen: die Ortsbewohner, Leute aus der Umgebung, fremde und stabile Sommergäste usw. Am amüsantesten war immer der Verkehr mit den Bauern, die oft von weiß Gott welch entlegenen Berghöfen herabkamen und einen Dialekt sprachen und Ausdrücke gebrauchten, die wie aus der Umwelt kamen.

Mit einem langgedehnten, treuherzigen „Grüas God!“ fing es immer an. Dann folgten gewöhnlich Betrachtungen über die Wetterlage. War Gottes Segen noch so sichtbar über den Feldern gelegen, über etwas hat der Bauer doch immer zu klagen. War der „Woaz“ gut, so war es der „Habern“ desto weniger, bald war´s ein Hagelschlag oder dies oder jenes, bis dann endlich der Zweck des Besuches zur Sprache und nach längerem Kramen in der Tasche ein wahres Monstrum von einer Taschenuhr herausgezogen wurde, die extra noch in einer Hornkapsel zum Schutz gegen den Schweiß der Arbeit eingebettet lag. – „Wannst amol nachschaun tatst, was da fait, weil´s scho gar nimmer gehen tuat.“ Stark entfernte das Schutzgehäuse und entnahm die Uhr. Mit einem Handgriff sprang der rückwärtige Deckel auf und nachdem er die Lupe ins Auge geklemmt, besah er sich eingehend das Eingeweide des Patienten und stocherte mit der Pinzette darin herum, bald die Uhr, bald den Kopf schüttelnd. „O mei!“, sagte er dann seufzend, „Da fait gar viel, mei Liaber! Hast es leicht um d´Erd g´haut?“ „Na, na, dös net“, sagte der Bauer gutmütig und dann erfolgte eine umständliche Erzählung von Leiterwagen, Deichsel, Ochs und Ackerboden und wie´s der Ochse bald „zertreten“ hätt´ und zum Schluß kam´s heraus, dass Stark doch mit seiner Diagnose nicht so unrecht gehabt hatte und die Uhr mit der Erde sehr unsanft Bekanntschaft gemacht haben musste. „Kimmst halt in a 14 Tag wieder nachschaun“, sagte Stark und der Bauer trottete davon.

Bald darauf trat eine vornehme Dame ein, schnupperte ein wenig an der vom Vorgänger hinterlassenen Atmosphäre und beklagte sich in weinerlichem Ton, dass ihr Lorgnon nicht aufspringen wollte, wenn sie an der Feder drückte. – „No, werd´n ma glei´ haben“ sagte Stark, drehte zwei Schraubchen fest und schon funktionierte die Sache tadellos. Was sie schuldig sei? fragte die Dame. – „Aber gor nix, - wieder kumma!“ war die lachende Antwort.

Starks Laden glich oft einem kleinen Museum schöner alter Standuhren aus Groß- und Urgroßvaters Hausrat, die von den Fremden, so sie kunstverständlich waren, oft bestaunt wurden. Hie und da erfolgten auch schüchterne Kaufangebote, die Stark an die Besitzer weitergab und denen oft gar nicht ungelegen kamen. Denn ein schöner Batzen Geldes wog oft den Trennungsschmerz auf und der schnöde Mammon siegte über ererbtes altes Familiengut.

Nun hatte Mondsee unter seinen ständigen Sommergästen auch einen illustren Kunstsammler, dessen Villa wahrhaft museale Schätze barg. Dieser Mann war der alte Hofrat Eduard Uhl\*), Chefredakteur der offiziellen „Wiener Zeitung“ und gefürchteter, aber auch überaus geschätzter Kunstkritiker und –Kenner. Sein Spürsinn hatte natürlich bald herausgehakt, dass in puncto Uhren-Raritäten alle Fäden bei Stark zusammenliefen. Und so trat er auch heuer wieder gleich am Beginn seines Urlaubs bei Stark ein. Diesem hatte der Zufall vor kurzem ein seiner Meinung nach besonders schönes Stück in die Hand gespielt. Eine größere Stockuhr mit reich ziseliertem Zifferblatt und vielen schönen Appliquen am Gehäuse, die allerdings im Laufe der Zeiten unansehnlich und ganz dunkel geworden waren. Stark hatte sie aber alle heruntergeschraubt und fein säuberlich geputzt, aufpoliert und wieder anmontiert. Das Ganze war eitel Pracht und Glanz. – Das wird eine Überraschung, mag sich Stark, als er den Eintretenden vor sein Paradestück führte, gedacht haben. Ja, es wurde eine Überraschung, aber nicht für Uhl, sondern für ihn selbst. Denn Uhl sah nur einige Augenblicke auf das glitzernde Prachtstück, machte eine verächtliche Handbewegung und sagte nur das eine Wörtchen „Kitsch“. Und während Stark wie versteinert dastand, spähte er weiter im ganzen Kasten herum, bis auf einmal seine Augen wie gebannt auf einem kleineren Stück im Hintergrund stecken blieben. „Die

Uhr geben's mir einmal heraus!", es war eine fast unansehnliche Stockuhr, aber fein im Aufbau und reizend in den Proportionen. Die Züge des Kenners erhellten sich. „Was soll denn die kosten?“ Stark nannte eine bescheidene Summe, Uhl zog die Brieftasche und legte eine größere Note auf den Tisch, deren Auswechslung aber auf Schwierigkeiten stieß. „Ach, lassen Sie's nur, es geht schon in Ordnung“, ließ sich das hübsche Uhrchen einwickeln und draußen war er.

Stark hatte sich noch immer nicht recht fassen können, dann sagte er endlich zu mir: „Wissen's, das eine ist mir jetzt klar: i mag a ganz a guter Uhrmacher sein, aber von der Kunst versteh' i nix.“

---

*\*)[Uhls Tochter Frida war mit dem Dichter August Strindberg verheiratet]*

Uhl hatte noch die Türklinke in der Hand, als er mit einem behäbigen Herrn mittlerer Statur, der einen breiten Schlapphut trug und eben in den Laden treten wollte, zusammen stieß. Die Beiden begrüßten sich auf's Lebhafteste, sprachen einige Zeit angeregt miteinander, worauf sie mit kräftigem Händedruck auseinander gingen. Der Eintretende sah auf einmal gar grimmig drein und sagte dann im barschen Ton: „Uhrglas gebrochen, setzen Sie mir sofort ein Neues ein!“ Stark zog eine Lade mit Gläsern heraus, probierte alle, aber keines wollte passen. „Da muss ich Ihnen eines zuschleifen. Kommen Sie morgen wieder.“ „Was, morgen?“ schrie der Fremde, „unmöglich, fahre morgen früh weg.“ „Nun, so kommen Sie halt nachmittags wieder her.“ „Gut, werde kommen, aber dass die Uhr dann sicher fertig ist! Sicher!“ rief er, dass es nur so dröhnte. - „So a Krampus, kennen's den vielleicht?“ Ich kannte ihn, es war der kleine untersetzte Herr, der im Königsbad wohnte und den ich immer, wenn ich mit meinem Kahn ins Bad ruderte, am Dampfschiff-Landungsplatz stehen sah, wie er die Fische fütterte. „Das ist der Meixner, der große Komiker des Burgtheaters“, sagte ich voller Hochachtung. „So, so! Na, wissen's, einen Komiker hab' ich mir eigentlich ganz anders vorg'stellt.“

Wieder ein anderes Mal trat ein junger Mann ein, der eine Fidel unterm Arm trug und Stark um Rat fragte, ob er sie um den und den Preis kaufen solle. Stark war nebenbei ein sehr guter Musiker. Er betrachtete die Geige mit Kennerblick, stimmte sie, setzte an und zog ein paar schöne, sehnsüchtig schwellende Töne in pianissimo und forte aus den Saiten. „Die kunnt ma selber taugen“, sagte er, „kafs, aber g'schwind, bevor ein anderer kummt!“

Starks Aussprüche und Urteile, die immer den Nagel auf den Kopf trafen, waren meist von lakonischer Kürze. Ich erinnere mich noch deutlich, wie einmal zwei junge Bauern, denen der Schalk und die Verschmitztheit aus den Augen sahen und die auch schon etwas angeheitert schienen, in den Laden kamen und erst flüsternd, dann, der Umgebung in ihrem Dusel vergessend, immer lauter und von Kichern und Lachen unterbrochen, etwas erzählten, dem Stark interessiert zuhörte. Anfangs hatte ich, in eine Arbeit vertieft, nicht recht zugehört. Später entnahm ich, dass es sich um einen etwas anrühigen Kuhhandel von ungewöhnlichem Format, in dem ein Dritter ganz gehörig hereingelegt worden sein musste, gehandelt habe. Jetzt lachten Beide aus vollem Hals. „Was sagst da dazu, Stark?“ Der hob lächelnd und eindringlich den Zeigefinger: „Oes seid's Luadern, weiter sag i nix!“

Intelligent und strebsam wie er war, hatte sich Stark schon seit längerer Zeit mit Elektrotechnik abgegeben und sich eine kleine Einrichtung angelegt, mittels der er Zifferblätter, Schmuckstücke etc. galvanisch versilberte oder vergoldete. Auch war er gut bewandert in der Einrichtung von Zimmertelegraphen und hatte eben im Hotel Post eine Zentralanlage mit Nummerntafel installiert. Sein Streben ging dahin, eine elektrisch betriebene Pendeluhr zu schaffen, die man nie aufziehen brauchte und ihren Antrieb durch einen Elektromagnet erhielt. Oft sprachen wir davon und da ich von der Schule aus über einige theoretische Kenntnisse verfügte, konnte ich ihm jetzt mit manchen Berechnungen behilflich sein. Als wir im Prinzip einig waren, setzten wir uns mehrere Nachmittage hin um eine Zeichnung zu entwerfen. In halber Höhe der Pendelstange befand sich ein senkrecht abstehender Stift, an dem ein leicht bewegliches Zünglein angebracht war, das bei jeder Pendelschwingung leicht über eine Kontaktfeder schleifte, die oben mehrere Einschnitte hatte. War das Pendel in voller Schwingung, so ging das Zünglein an der Pendelstange unbehindert über die Einkerbungen hinweg, bis der Moment kam, wo die Amplitude abnahm und das Zünglein in einer Einkerbung stecken blieb, damit die Kontaktfeder nach unten drückte und einen Batteriestrom schloss, der einen Elektromagnet betätigte, wodurch ein am Ende der Pendelstange angebrachter Magnetanker einen Moment kräftig angezogen wurde und dem Pendel neuen Impuls gab. Stark machte sich am nächsten Tag sofort an die Arbeit, nahm seinen schönen Sekundenpendel-Regulator aus der Auslage und in einigen Tagen war die Umänderung vollzogen. – Und die Uhr ging tadellos ihren Gang weiter. Er sagte mir, dass er aus Neugier sogar nachts aufgestanden war, um sich vom richtigen Gang zu überzeugen. Das Prinzip hatte sich zu seiner und meiner Freude bewährt! Ich machte ihm den Vorschlag, sofort das Patent anzumelden. Es begab sich, dass mein Bruder Leo nach

Wien fahren musste um Farben einzukaufen. Er malte sehr fleißig an einem großen Bild für eine Ausstellung und Fürst Otto Wrede hatte ihm zu diesem Zweck zwei große unbenützte Räume im Schloss als Atelier zur Verfügung gestellt. Ich erbat mir die Erlaubnis von meiner Mutter mitfahren zu dürfen, um mit Hilfe meines Bruders die Patentanmeldung vorzubereiten.

In Wien begaben wir uns sofort zu unserem alten Hausuhrmacher, Ludwig Wirth in der Rotenturmstraße, der in Patentangelegenheiten bewandert war und den wir um seine Mithilfe baten. Nachdem er die Zeichnungen durchgesehen hatte und ich ihm die Funktionen erklärt hatte, klopfte er mir auf die Schulter und sagte: „Gehen S´ zuerst zur Fa. Mayer & Wolf in der Van-Swieten-gasse und lassen Sie sich von Herrn Mayer die Normaluhr für die Österr. Ungar. Bank zeigen, die er bei sich stehen hat.“ Ich fuhr sofort hin und ich sah ..... ich sah unter einem Glassturz eine vollendet ausgeführte Pendeluhr, auf deren Zifferblatt zu lesen war: Pendule electrique, Patent Hipp, Geneve. Genau dasselbe System mit dem Zünglein und der Kontaktfeder!

Schwer betrübt fuhr ich mit meinem Bruder wieder nach Mondsee zurück. Den ganzen Weg dachte ich nach, wie ich Stark diese Enttäuschung schonend beibringen sollte. Aber – es kam anders! Er nahm die Sache durchaus nicht tragisch und sagte lachend in mein trauriges Gesicht blickend: „Na, kann ma nix machen, bin i halt zu spät kommen. Aber eins g´freut mi doch: wenn der Andere das Patent ´kriegt hat, muss meine Idee do net so dumm g´wesen sein!“ - - - So war er, Carl Stark, Uhrmacher in Mondsee.

Wer Stark nur als Uhrmacher und nicht auch als Musiker kannte, der hat ihn nur halb gekannt. Ich erinnere mich, wie er mir einmal begeistert von einem Quartett-Abend erzählte, den ein bekanntes Wiener Streichquartett, das auf der Durchreise nach oder von Ischl war (vermutlich Hellmesberger), gegeben hatte. Da wurde auch ein Haydn-Quartett aufgeführt, das er sehr gut kannte, weil er selbst einmal es mit drei anderen Mondseern in wöchentlicher Quartett-Vereinigung gespielt hatte. Er hatte es nicht wieder erkannt, das herrliche Adagio und dann den Schlusssatz in Prestissimo! Mit welcher Präzision und Eleganz und in welchem Tempo d i e das spielten, das konnte er einfach nicht fassen. „Und bei uns war´s a ganz a elendige Kratzerei, dass die Mäus´ davong´lofen sind.“

Oft habe ich Stark beim Notenmalen angetroffen, wie er orchestrierte Stimmen heraus schrieb, transponierte etc. Er beherrschte mehrere Instrumente, insbesondere das Flügelhorn. Was Wunder, dass er auch Kapellmeister der Mondseer Bürgerkapelle war, die sich unter seiner Leitung bei den Sommergästen eines sehr guten Rufes erfreute. Alljährlich am 31. Juli brachte die Mondseer Bürgerkapelle der verehrten Frau Fürstin zu ihrem Namenstage vor dem Schloss am Kirchenplatz eine Serenade. Auf dem großen Platz und unter den Fenstern der fürstlichen Wohnung, aus deren hell erleuchteten Fenstern das Fürstenpaar und die Gäste herauslehnten, hatte die Bürgerkapelle kreisförmig Aufstellung genommen. Hinter jedem Pult stand ein Bübchen mit einem Windlicht. Ringsum war der Platz schwarz von Menschen. Nachdem die Turmuhr acht Schläge getan, begann das Konzert. Nun musste man Stark gesehen haben. In der einen Hand hielt er das Flügelhorn, mit der linken dirigierte er. Aber wenn sein Einsatz kam, musste er zwei Funktionen gleichzeitig ausüben. Das machte ihm sobald keiner nach und an schwierigen Stellen, wo der Umschmiss drohte, wird er oft Blut geschwitzt haben. Aber er hatte seine Kapelle tüchtig in der Hand, was allgemein anerkannt wurde und so konnte er sich auch an Dinge heranwagen, die andere Kapellen dieser Art nicht riskiert hätten.

Der Ablauf des Programms dieser Serenaden schien ein für alle Mal festgelegt. Es begann mit guten, altbewährten Opernmelodien seriöser Natur und ging in der zweiten Nummer zur heiteren Muse über, worauf als dritte ein jeweils populäres Tanzstück, Walzer oder Polka, folgte. Den Schluss bildete immer ein flotter Marsch, den die Bürgerkapelle stets fix und fertig für alle Zwecke verwendbar am Lager hatte und den sie nur so aus dem Handgelenk schüttelte. Ich erinnere mich, einmal auch gelegentlich des Fürstin-Ständchens als Eingangsnummer ein für eine Bürgerkapelle ganz ausgefallenes Stück gehört zu haben. Es begann mit einer furchtbar ernsten Einleitung des gesamten Bläserchors, dessen Hauptmotiv sich dann dramatisch weiter entwickelte. Ich wurde aufmerksam und neugierig, trat näher heran und buchstabierte dann vom Notenblatt der Basstuba den Titel: Overtüre zur Oper, ja das Folgende war bei dem schwachen Licht schwer lesbar, .... zur Oper: Na – bu – cho – do – no – sor von Giuseppe Verdi. Heiliger Nebukadnezar! Beherrscher ganz Babyioniens! Wie kamst du in das friedliche, liebliche Mondsee? Doch nur durch den brennenden Ehrgeiz deines wackeren Kapellmeisters, der zeigen wollte, wessen eine Mondseer Bürgerkapelle fähig ist. – Sobald der letzte Ton verklungen, stand auch schon der Kammerdiener hinter dem Dirigenten, der ihm und zwei anderen Herren des Orchesters die freundliche Einladung überbrachte sich hinauf zu bemühen, um den Dank der Frau Fürstin entgegen zu nehmen. - Unter dessen hatte sich die Ordnung und Disziplin der Zuhörer in fröhliche Bewegung aufgelöst. Links der Schlossfassade entwickelte sich in der Helle

der Straßenlaternen und Lampionketten ein auf- und abwogender Corso für die, welche Geselligkeit und vergnügte Unterhaltung suchten. Rechts, wo der tief dunkle schweigende Kastanienhain neben der Kirche sich auftat, fanden diejenigen ihr Vergnügen, die es vorzogen, allein resp. zu zweit in tiefer Dämmerung zu lustwandeln. So war für beide Teile gesorgt. Nach und nach leerten sich die Straßen und Plätze, bis wieder alles in gewohnter Ruhe lag. Nur hinter den erleuchteten Fenstern der umliegenden Wirtshäuser ging es noch laut und lustig zu. Dort hatten die geplagten und gefeierten Musikanten der Bürgerkapelle noch lange zu tun, das „fürstliche“ Honorar durch die Kehle rinnen zu lassen. Und als auch die letzten schwankenden Gestalten nach Hause gefunden hatten, war für den Nachtwächter kein Grund vorhanden, wegen nächtlicher Ruhestörung einzuschreiten. Mondsee lag im tiefsten Frieden.

Eines schönen Sommernachmittags wollte ich eben wieder bei Stark einkehren, er war aber gerade im Weggehen begriffen. „Grad haben´s mich g´holt“, sagte er, „auf der Turmuhr ist das Schlagwerk net in Ordnung, da soll i nachschauen gehn. Wollen S´ mitkommen?“ Das ließ ich mir nicht zweimal sagen und so gingen wir miteinander der Kirche zu. Als wir in der Nähe des Schulhauses waren, hörten wir hellen Kinderstimmen-Gesang aus den offenen Fenstern: „Hoch vom Dachstein an ...“ begleitet von der tiefen Stimme des Lehrers. Eben war das schöne Lied zu Ende. Es folgte ein kurzes Schulgebet und nach dem Amen, als sich der Lehrer scheinbar entfernt hatte, brach wie ein Ungewitter der lang zurückgehaltene jugendliche Übermut mit Schreien, Lachen, Rufen und Füßescharren hervor. Bevor aber noch ein Kind das Schulhaus verlassen hatte, stürzte ein blutjunger Mann, dem die blonden Haare bis zur Schulter hingen, aus dem Haus, an jeder Hand einen Buben führend. Wie von geheimer Macht getrieben, stürmte er schnurstracks dem nahen Kirchenportal zu. So lang waren seine Schritte, dass die Kleinen immer deren zwei machen und extra noch einen Hopsa einschalten mussten, um nachzukommen. Beim Kirchentor angelangt, holte er für jeden eine kleine Tüte, wahrscheinlich Zuckerln enthaltend, aus der Tasche und schon waren alle drei im Innern verschwunden. „Wer ist denn das?“ fragte ich Stark. „Der neue Schullehrer, Josef Reiter heißt er. Ein vorzüglicher Orgelspieler und komponieren tut er auch. Passen´s auf, aus dem wird no was. Die zwei Buben nimmt er sich immer zum Balgtreten mit. Übrigens können wir ja ein bisserl zuhören.“

Kaum eingetreten, hörten wir schon das leichte Pfauchen der Bälge, der Pultdeckel klappte auf und schon begann unter den mächtigen Tatzenhieben ein eigenartiges Thema, das der junge Lehrer ständig modulierend weiter und weiter führte. Manchmal hielt er inne und schien sich Notizen zu machen. Dann ging das Spiel wieder weiter und es war so schön zuzuhören, dass wir der Zeit vergaßen, bis endlich Stark zum Aufbruch drängte. Er sperrte die linke Turmhalle auf und wir stiegen eine breite Wendeltreppe hinan, die auch beim Orgelchor vorbeiführte. Die Türe dahin stand offen und im Vorbeigehen sahen wir nur den schönen Kopf des Spielers in Weltenfernen versunken.

Nun begann der eigentliche Aufstieg auf den Turm. Im selben Maße, als die Orgeltöne leiser und leiser wurden, nahm das Tick-Tack der Uhr, wenn man die hammerschlag-ähnlichen Klopföne so nennen wollte, zu. Die schmalen, steilen Holztreppchen waren sehr ausgiebig mit Fledermaus- und Taubenspuren bedeckt. Endlich standen wir vor dem großen Uhrwerk, dem man sofort nach seiner ganzen Bauart und –Mache das ehrwürdige Alter ansah. Dicke, eingetrocknete Schmieröl-Krusten bedeckten Speichen und Wellen der vielen Zahnräder und Hebel. Alles nach den Begriffen unseres Maschinen-Zeitalters noch wahrhaft kindlich primitiv, aber es ging noch immer, das weit über hundert Jahre alte gute brave Werk aus der Zeit Maria Theresias. Mit eisernem Griff und starkem metallischen Klang krallte sich der Anker in die Zähne des Steigrades ein, das er nur ruckweise frei gab. Dieses ruckweise Vorgehen erfolgte sehr langsam, was auf eine sehr beträchtliche Länge des Pendels schließen ließ. Ich konnte das untere Ende gar nicht sehen, denn die Pendelstange ging durch die Schlitze zweier Zwischenböden hindurch. Ebenso mussten die Uhrgewichte, die aus starken Holzkübeln, bis oben hinauf mit schweren großen Kieselsteinen beladen und an dicken Stricken hängend, bestanden, auf ihrem täglichen Weg zwei Ausnehmungen der übereinander liegenden Etagen passieren. Während wir so eine Weile dem Spiel des Ankers zusahen, klinkte plötzlich ein Hebel ein und es begann ein fürchterliches Lärmen und Rasseln im ganzen Werk. Bisher still gestandene Räder fingen auf einmal an sich emsig zu drehen, Windflügel schwirrten um ihre Achse und wie von unsichtbarer Hand gezogen, schlug ein schwerer Hammer an den Rand der über uns hängenden großen Glocke, so dass die Luft um uns zu zittern schien. Viermal, als Viertelzeichen, dann darauf auf einer noch größeren Glocke unter uns fünf sonore tiefe Stundenschläge.

Stark hatte unterdessen seine Handtasche geöffnet, Werkzeug ausgepackt und sich eine große Schürze umgebunden, um an die Arbeit zu gehen. Es war drückend heiß in der engen Turmstube, ich war etwas müde und setzte mich auf einen Sparren des Gebälkes. In immer gleichem Rhythmus und in feierlich majestätischer Langsamkeit drangen die Pendelschläge an mein Ohr. Immer weiter –

immer weiter – das ist der eherne Schritt der Zeit – in die Ewigkeit, überfiel es mich. Und während ich zu sinnieren anfang, kam mir in Erinnerung, dass ich früher einmal in einer uralten Kirche auch vor einer alten Uhr gestanden war. Um das riesige Zifferblatt an der Kirchenwand schlang sich kreisförmig ein Spruchband, darauf stand in großen lateinischen Lettern: U N A E X H I S T U A E R I T . Eben der ersten Lateinklasse entronnen, machte mir die Übersetzung keine Schwierigkeiten. Ich war fast stolz darauf. Das war aber auch alles und ich ging leichtfertig darüber hinweg. Jetzt auf einmal traf mich der tiefe Sinn der fünf Worte mit voller Wucht. „Eine von diesen wird deine sein“, und eine dunkle, schwere Beklommenheit bemächtigte sich meiner. U N A E X H I S !! Je länger ich darüber nachdachte, desto schwerer lastete die furchtbare Wahrheit auf meinem Gemüt.

Ich fuhr erst auf, als Stark vor mir stand. „Das is nix für mich“, rief er. „Das is ´n Schlosser sei´ Sach“, packte Werkzeug und Schutzfell in seine Tasche und wir stolperten und holperten die engen Stiegen hinunter. Prall lag die Nachmittagssonne auf dem großen Platz vor der Kirche. Ich folgte Stark eine kurze Strecke, empfahl mich aber dann von ihm, da ich heute keine Lust mehr hatte mit in die Werkstatt zu gehen. Unschlüssig ging ich eine Weile auf und ab, endlich überwog der Wunsch ganz mit mir allein zu sein. Es zog mich mit aller Gewalt in die Kirche. Längst war die Orgel verklungen, keine Menschenseele sonst in dem weiten Raum. Breit fiel die späte Nachmittagssonne durch die offene Tür auf die Fliesen und golden leuchtete der Zierrat der Altäre. Ich setzte mich in eine Bank und begann, noch ganz im Banne jenes Spruches, mein junges Leben zu überdenken und wie man heute sagen würde, gleich einem Filmband ablaufen zu lassen. Wie Schuppen fiel es mir bald von den Augen, wie bedenklich nahe ich eigentlich schon oft vor jener „TUA“ gestanden bin, teils aus Unerfahrenheit, teils aus jugendlichem Übermut, teils aber auch unter dem Einfluss von Elementargewalten. Ja, jetzt sah ich sogar wie in Hohlbeins Totentanz das höhnend grinsende Gerippe mir die Hand entgegenstreckend in traumhaft überdeutlicher Wirklichkeit und immer hatte eine „gütige Hand des Schicksals“ mich dem drohenden Unheil entrissen. Des Schicksals? Das Wort wollte mir jetzt nicht mehr passen. Was war denn eigentlich jenes unpersönliche Schicksal, das meiner Vorstellung immer entglitt, sooft ich es fassen wollte? Von Z u f a l l zu sprechen verabscheute ich von vornherein. Aber „höhere Macht“, ja, das klang schon besser und leitete mich unversehens zur „göttlichen Fügung“ – „in Gottes Hand stehend“ – über. Solche und ähnliche Gedanken wogten auf und ab in meiner Brust. Allgemach wich der drohende dunkle Schleier vor der Zukunft, der mich so geängstigt hatte, einem wahrhaft glückhaften Gefühl, des erwachenden unbegrenzten Gottvertrauens, das unwillkürlich in ein von Dank überströmendes Gebet ausklang. Es war das Erste in meinem Leben, das nicht aus angelernter Gewohnheit oder unter sanftem Zwang, sondern ganz unmittelbar aus tiefster Seele zum Himmel stieg. Ich wurde aus meiner feierlichen Stimmung erst durch den Beschließer aufgeschreckt, der mit rasselndem Schlüsselbund aus der Sakristei trat und auf mich zukam. Bald stand ich wieder unter freiem Himmel, aber in welcher inneren Verfassung als beim Eintritt. Gestärkt und gekräftigt, voll innerer Ruhe und in stiller Heiterkeit trat ich mit Bedacht Umwege in köstlich heuduftender Abendluft suchend, in tiefer Dämmerung den Heimweg an.

Als ich nach Hause kam, war schon alles um den Abendtisch versammelt. Es war eine Art Abschiedsfeier für einen unserer liebsten Gäste, Fräulein Annie Colberg, von uns kurz „Tante Nanny“ genannt, die morgen in aller Frühe abreisen sollte, da ihre Ferien zu Ende waren. Sie war die Erzieherin meiner beiden Schwestern gewesen, ein liebes, feines älteres Fräulein, mit viel Gemüt und prächtigem Humor begabt. Wir schätzten alle ihre brillante Erzählungskunst und ergötzten uns an ihr als Vorleserin, wodurch sie uns viele schöne Stunden bereitet hatte. Alles war schon in fröhlicher Stimmung als Corona um sie versammelt, als ich eintrat und mich still auf meinen Platz setzte und mein Abendbrot verzehrte. Ich bemerkte im Laufe des Abends öfters, dass mich Tante Nanny unauffällig ansah und dann meiner Mutter etwas ins Ohr flüsterte. Was hast du denn, frug mich diese dann, dass du heute so einsilbig bist, fehlt dir etwas? O nein, sagte ich, mir geht es sehr gut, ich bin nur etwas müde heute. Es war aber keine Müdigkeit, es war nur der Nachhall glücklicher, eben verlebter Stunden. Als letzter war ich gekommen, als erster stand ich wieder auf und wollte mich nach herzlichem Gute Nacht-Gruß unter obigem Vorwand auf mein Zimmer im ersten Stock begeben. In halber Höhe angelangt, hörte ich hinter mir leise Tritte und gewährte, mich umdrehend, Tante Nanny mit dem Kerzenleuchter in der Hand, wie sie mir nacheilte. „Du musst heute was erlebt haben, bitte sag mir´s doch, bevor ich abreise. Es ist gewiss was Schönes gewesen, denn ich hab dir´s an den Augen abgesehen.“ Und mich in ihr Zimmer schiebend und die Tür schließend, bat sie mich nochmals ihr Alles zu erzählen. „Ach, es ist ja weiter gar nichts gewesen. Ich bin mit Stark am Kirchturm gewesen und wir haben uns die große, alte Uhr angesehen.“ „Nun, und?“ „Die habe ich mir lange angesehen, du weißt ja, wie mich das interessiert.“ „Nun ja, aber was war weiter?“ „Dann - dann sind wir wieder heruntergestiegen.“ „Ach, das ist ja lange nicht alles, bitte, bitte sag mir´s doch, was weiter war!“, und sah mich dabei mit so lieben Augen an, dass ich nicht widerstehen konnte und zuerst

langsam und stockend, dann immer fließender mir Alles von der Seele redete, von jener anderen Uhr mit dem Spruch herum und wie dessen Sinn sich mir so schwer auf's Herz legte, dass mich schauerte, dass ich mein ganzes Leben überdachte und schließlich mich das erlösende Gefühl der Geborgenheit und der göttlichen Gnade übermannte, die mir das Gottvertrauen schenkten.

Als ich geendet hatte, blieb sie ein paar Augenblicke still und sagte dann: „Das ist lieb von dir, dass du mir nun das Alles noch gesagt hast. Ich will es als eine liebe Erinnerung mehr an meinen Aufenthalt in dem schönen Mondsee auf die Reise und in meine Heimat mitnehmen.“ Und mit einem herzlichen „Schlaf wohl, mein Kind“ gab sie mir einen Kuss auf die Stirne.

Am nächsten Morgen mussten wir alle sehr zeitlich aufstehen, denn um 5 Uhr ging der Postwagen nach Salzburg. Als wir zum letzten Mal um den runden Tisch saßen, kroch noch Finsternis in allen Zimmerecken und fröstelnd tranken wir den Morgenkaffee. Dann begleiteten wir im Tagesgrauen die gute Tante Nanny in den Ort, wo vor „Remelbergers Gasthof zum Schwarzen Adler“ die gelbe Postkutsche bereit stand. Ein paar Minuten noch, dann ein Händedrücker und Abschiedsküsse der Frauen. Als auch ich ihr die Hand zum letzten Mal schüttelte, sagte sie leise zu mir: „Ich habe dir was auf deinen Tisch gelegt!“ und lächelte mich dabei an. Da zogen die Braunen an und unter lebhaftem Winken schaukelte der schwere Wagen davon bis er an der Ecke der Salzburger Straße unseren Blicken entschwand, um die gute Tante zu ihrer ersten Etappenstation der weiten Reise nach der Saale Strand, nach Salzburg zu bringen. Zuhause fand ich dann auf meinem Tische ein Blatt Papier liegen, darauf stand in zierlicher aber fester Schrift ein Gedicht in Form eines mir in den Mund gelegten Gebetes. Davon habe ich die zwei letzten Strophen im Gedächtnis behalten:

.....  
So ist mein Herz nun stille  
zu dir, o Gott, gewandt.  
Ich weiß, dass uns dein Wille  
führt durch das Erdenland.

So will ich denn vertrauen  
auf dich, o Gott, allein  
und immer auf dich bauen  
in meinem ganzen Sein.

Gott behüte dich weiter, mein liebes Kind! Du bist auf dem richtigen Weg, möge es immer so bleiben.  
In Liebe                      Deine alte treue Tante Nanny.

Es will mir scheinen, dass ich mich mit der letzten Erzählung etwas zu weit vom Thema der Kapitelüberschrift entfernt habe. Es ist aber doch wieder der Uhrmacher, Meister Stark, dem ich es verdanke, dass er mich zu jener alten Turmuhr führte, die das erste „Memento mori!“ zu mir sprach, das wieder den Anlass zu einer beglückendsten Erkenntnis brachte, die meinen Seelenfrieden wieder herstellte.

Wien, im März 1949.